

Alle Rechte beim Urheber.

Abdruck nur gegen Belegexemplar, Honorar plus 7% MwSt.

Wissenschaft außer Kontrolle

Teil 2: Plagiate

Elisabeth Ströker war geschockt. Als die Philosophin im Oktober 1990 von einem Kongress an die Universität Köln zurückkehrte, lag auf ihrem Schreibtisch ein kartoniertes, 400 Seiten dickes Buch. Der Titel verhieß wenig Erfreuliches: „Kritische Untersuchung von Elisabeth Strökers Dissertation“. Die Verfasserin des Buches, die Kölner Philosophin Marion Soreth, warf ihrer damals 63 Jahre alten Kollegin vor, in ihrer Doktorarbeit hemmungslos abgeschrieben zu haben. Ströker sei eine plumpe Plagiatorin, deren erstaunliche Laufbahn in abgefeimtem Lug und Trug gründe. „Ihre Erörterungen haben mit Wissenschaft nichts zu tun“, schrieb Soreth, „Sie hätten auch dann nur das Prädikat ‚völlig wertlos‘ verdient, wenn nicht mehr als die Hälfte bloßes Plagiat wäre.“

Plagiate sind ein Sorgenkind der Wissenschaft. Einerseits besteht Einigkeit darin, dass die Erkenntnisse anderer nicht geklaut werden dürfen. Andererseits bereitet die Festlegung große Schwierigkeiten, wann ein Diebstahl von Erkenntnissen trennscharf vorliegt. Eindeutig gestohlen ist eine Erkenntnis nur dann, wenn ein Wissenschaftler sie wortwörtlich von einem anderem übernimmt und sie als eigene ausgibt, also einfach seinen Namen an die Stelle des anderen setzt. Bei Umschreibungen, Übersetzungen oder der Übernahme des argumentativen Aufbaus verwischen die Grenzen zwischen Plagiat und Wissenschaft. Denn auf die Erkenntnisse ihrer Vorgänger müssen Wissenschaftler zurückgreifen, um ihr Fachgebiet weiter voran zu bringen. Die Einverleibung fremden Gedankenguts ist Voraussetzung für den wissenschaftlichen Fortschritt. Wissenschaft wird so zu einem Tummelplatz für Forscher, die das Wissen von der Welt vermehren, und für Plagiatoren, die nur so tun, als vermehrten sie das Wissen von der Welt. In Wirklichkeit wollen die Wissenssimulanten von der gesellschaftlichen Anerkennung profitieren, die die Wissenschaft – noch – genießt. Akademische Abschlussarbeiten gelten als Türöffner, so lange die Wissenschaft hoch angesehen bleibt. Kratzer bekommt ihr Ansehen jedoch mit jedem weiteren Plagiat. In 30 Prozent aller wissenschaftlichen Seminar- und Abschlussarbeiten, so heißt es immer wieder, werde Wissen nur simuliert. „Viel zu wenig“, sagt Stefan Weber. Der Salzburger

Medienwissenschaftler verhängt über 90 Prozent der Arbeiten das Soreth-Urteil: völlig wertlos.

Die Kölner Philosophin ist sich sicher: Elisabeth Ströker hat abgeschrieben, Wort für Wort. Und zwar bei Geistesgrößen des 20. Jahrhunderts, nicht bei irgendwelchen akademischen Hinterbänkclern. Zitate von Bertrand Russell, Ernst Cassirer und Nicolai Hartmann stellt Soreth den nahezu wortgleichen Ausführungen Strökers gegenüber. Allesamt ohne Anführungszeichen und Quellenangabe. Die akribische Textkonfrontation im Zweispalten-Layout durchzieht fast das ganze Buch, das nur ein Ziel kennt: Ströker als Plagiatörin zu entlarven.

Dass die Erkenntnisse anderer als die eigenen ausgegeben werden, ist keine Erscheinung des Informationszeitalters. „Plagiate gab es schon immer, sie waren nur schwerer zu entdecken“, sagt Debora Weber-Wulf von der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft in Berlin. Plagiatsforscher müssen heute nicht mehr bis ins hinterste Eck eines Bibliothekarchivs kriechen, um die Quellen des simulierten Wissens aufzudecken. Suchmaschinen im Internet geben oft schon erste Hinweise. Denn viele Texte kopieren angehende Akademiker bedenkenlos aus dem Netz in die eigene Arbeit. Firmen, die auf kostenpflichtigen Portalen wissenschaftliche Arbeiten feilbieten, verdienen doppelt. Einmal an den Studierenden, die darin plündern, das andere Mal an Hochschullehrern, die sicherstellen wollen, dass eine bei ihnen eingereichte Arbeit eigenständig erstellt wurde. Der eine nutzt die Portale, um abzuschreiben, der andere, um das Abschreiben zu kontrollieren. Weil die Kontrollen die Arbeitszeitkonten ihrer Professoren belasten, suchen Hochschulen nach automatisierten Lösungen. Computerprogramme zerlegen die Arbeiten in Satzteile und durchforsten Datenbanken nach Übereinstimmungen. Ihre Grenzen haben die Programme allerdings dort, wo ein Plagiator fremdsprachige Texte übersetzt hat. Nur durch Zufall entpuppte sich eine an der Universität München eingereichte Arbeit zur Erlangung des Doktorgrades in den Wirtschaftswissenschaften als Übersetzung eines am Massachusetts Institute of Technology geschriebenen Textes.

Zufällig will auch Marion Soreth ihrer Kollegin auf die Schliche gekommen sein. Bei der absichtslosen Lektüre sei sie auf Unregelmäßigkeiten gestoßen, als sie für ein eigenes Thema in der Institutsbibliothek recherchierte. Zuerst habe sie die Übereinstimmung ihrer Fundstellen für ein Versehen gehalten, dann sei ihr aber der Verdacht des Plagiats gekommen. Ein Verdacht, der sie schließlich zur Niederschrift eines umfangreichen Buches antrieb, das einen gnadenlosen Verriss

von Strökers philosophischer Doktorarbeit zum Inhalt haben sollte.

Abgekupfert wird nicht nur in den Geisteswissenschaften. In den Naturwissenschaften übernehmen die Plagiatoren mitsamt dem Text gleich auch Formeln und Diagramme – sofern der Zufall bei der Aufklärung hilft, wie bei Helena Rodbard. Die brasilianische Molekularbiologin sandte 1978 ihre Studie über Insulinrezeptoren an das *New England Journal of Medicine* zur Begutachtung. Einer der Gutachter war Philip Felig. Zufälligerweise forschte einer seiner Instituts-Mitarbeiter an denselben Fragestellungen wie Rodbard, dem er die Studie weitergab. Den Herausgebern empfahl Felig, die Insulinstudie abzulehnen und sie nicht zu veröffentlichen. Kurze Zeit nach der Ablehnungsempfehlung schickte der Mitarbeiter seine überarbeitete und mit Rodbards Formeln angereicherte Studie an das *American Journal of Medicine*. Diesmal landete die Arbeit zur Begutachtung auf Rodbards Schreibtisch. Die glaubte, ihren Augen nicht zu trauen.

Auch Elisabeth Ströker rieb sich erst einmal die Augen. Sie sollte über drei Jahrzehnte hinweg ihre eigene Zunft schamlos getäuscht haben? Das konnte und durfte aus ihrer Sicht nicht sein. Sie holte tief Luft und ging zum Gegenangriff über. Nicht den Nachweis eines Plagiats habe Soreth erbracht, so Ströker, sondern den ihrer kolossalen Unverschämtheit. Nicht Aufklärung, sondern Neid und Hass seien die wahren Triebfedern des vorgelegten Machwerks. Weil Soreths wissenschaftliche Produktion äußerst dürftig ausgefallen sei und ihr Ruf kaum die Kölner Stadtgrenzen überschreite, habe Soreth ihr schon immer Leistung und Ansehen missgönnt. Die ‚Kritischen Untersuchungen‘ seien daher eine persönliche Verleumdung.

Nur mäßig schützt jemand die eigene wissenschaftliche Integrität, indem er auf Charakterschwächen und unlautere Motive des Winkgebers zeigt. Der Vorwurf in der Sache bleibt bestehen. Der Fingerzeig wendet die drohenden Blicke nur für kurze Zeit ab vom Beschuldigten. Doch die reicht erstmal zum Durchatmen. Das dürfte sich auch Österreichs Wissenschaftsminister Johannes Hahn gedacht haben, als er im Mai 2007 dem Medienwissenschaftler Weber unterstellte, gegen ihn den Plagiatsvorwurf erhoben zu haben, weil das Ministerium ihm keinen Auftrag zur landesweiten Plagiatsforschung erteilt habe. Aufatmen konnte Hahn aber erst einen Monat später, als die Universität Wien mitteilte, sie werde keine Untersuchungskommission einsetzen, weil ein Gutachten der Universität Zürich dem Minister bescheinige, in seiner Doktorarbeit eine bestimmte Art der Quellenangabe durchgezogen zu haben. Doktorvater Peter Kampits von der Philosophischen

Fakultät der Universität Wien räumte zwar Schlampigkeiten in Hahns Arbeit ein, diese halte er aber nicht für gravierend. Schließlich seien 1987, als Hahn promovierte, die Zitierungsregeln lockerer gehandhabt worden, weil es damals noch keine Textverarbeitung am Computer gegeben habe.

Als Elisabeth Ströker 1953 promovierte, waren die Ansprüche an den Gebrauch von Zitaten und Quellenangaben noch großzügiger gefasst. Eine allzu große Fußnotenseligkeit galt Strökers Doktorvater, dem Philosophen und Pädagogen Theodor Litt, gar als eine Gängelung des Lesers, unnötig und das Verständnis erschwerend. Litt, hoch gelehrt und umfassend gebildet, hätte auch ohne Anführungszeichen erkennen müssen, was von seinen professoralen Zeitgenossen stammte und was von seiner Schülerin. Zumal die vermeintlich Plagiierten selbst nicht gerade zimperlich mit fremdem Gedankengut umgegangen sein sollen. Ein Betrug jedenfalls, so argumentierte Ströker, wäre im Kreise des Bonner Wissenschaftlers unmöglich gewesen. Daher müsse ihre Doktorarbeit an den damals geltenden Maßstäben bemessen werden, nicht an den aktuellen. Um eine Aktualisierung ihrer Arbeit habe sie sich nie bemüht, weil sie ihr damals aus persönlichen Gründen unbedeutend vorkam. Zudem seien die Inhalte rasch veraltet und sie habe sich anderen Themen zugewandt. Hätte sie ihre Doktorarbeit aktualisiert, wären ihr die Formfehler aufgefallen, die sich durch den Rotationsdruck in ihr Manuskript geschlichen und manches offenkundige Zitat verdeckt hätten.

Technische Mängel, die nicht in die eigene Zuständigkeit fallen, vor allem aber Flüchtigkeiten und Versehen haben ihren Stammpplatz in den Rechtfertigungen wissenschaftlichen Fehlverhaltens. Nachlässiges und schlampiges Arbeiten vertragen sich ihrerseits nur schlecht mit wissenschaftlicher Exaktheit und Präzision, stimmen aber Kommissionsmitglieder milder. So beschloss im Jahr 2000 die Untersuchungskommission der Universität Genf, den Ethikprofessor François Dermange auf Bewährung im Amt zu lassen, der seine Vergesslichkeit vorgeschützt hatte. Vergessen haben will er die An- und Abführungszeichen, die in seinem Buch das geistige Eigentum des Phänomenologen Paul Ricœur klammern sollten, weil der gedruckte Text ursprünglich als mündlicher Vortrag gedacht gewesen sei.

Strökers dritte Reaktion auf Soreths Plagiatsanschuldigung trifft schließlich das Selbstverständnis der Wissenschaft. Sie rüttelt an der Grenze zwischen Plagiat und Wissenschaft, fragt nach der genuin wissenschaftlichen Leistung. Diese könne nach Strökers Ansicht nicht das Zitieren sein. Wessen Gedanken sich in einer Kette von Zitaten und Fußnoten erschöpften, dem

mangle es nur allzu sichtbar an einer Eigenständigkeit im Denken. „So gibt es eine Fülle von Doktorarbeiten, in denen reichlich Druckerschwärze in Anführungszeichen und hohe Anmerkungsziiffern geflossen ist, indessen die promovierten Autoren kaum mehr erkennen lassen, als dass sie mit ihrer Doktorarbeit selbständige Gedanken zum Thema noch vor sich haben“, stellte Ströker klar. Lange Zeit war es geradezu ein Gütesiegel wissenschaftlicher Arbeiten, Sprache und Stil der behandelten Denker möglichst tief nachzuempfinden. Stelle man einfach aus dem Zusammenhang gerissene, aber wortgleiche Absätze gegenüber, wie das Soreth getan hat, könnten daher viele in die Jahre gekommenen Doktorarbeiten eines Plagiats überführt werden.

Das hält auch der österreichische Wissenschaftsminister für unangebracht. „Man sollte sich davor hüten, Jahrzehnte alte Diplomarbeiten und Dissertationen auszugraben, sondern an der Gegenwart Maß nehmen“, verlangt Hahn. Doch wie dieses Maß beschaffen ist, ist ebenso unklar wie das Verfahren, nach dem Plagiatoren effektiv ermittelt werden sollen. Auf die geistige Kapazität eines Wissenschaftlers ist dabei wenig Verlass. Sie können trotz umfassender Bildung Plagiate auf ihrem Fachgebiet nicht verhindern, wie eine Studie von Douglas Peters und Stephen Ceci aus dem Jahr 1982 zeigt. Die beiden Psychologen entnahmen zwölf Fachzeitschriften Artikel, die durchschnittlich zwei Jahre alt waren, ersetzten die Namen der Autoren durch ihre eigenen und reichten die Artikel wieder bei denselben Zeitschriften ein. Nur drei davon erkannten ihre eigenen Artikel wieder.

Für eine Diskussion des geistigen Vermächtnisses in der Wissenschaft und seiner redlichen Wiedergabe blieb in Köln wenig Zeit. Die Sache dulde keinen Aufschub, teilte Dekan Jürgen Lernerz der schockierten Philosophin noch im Oktober mit. Elisabeth Ströker solle umgehend ihren Dienst an der Universität Köln quittieren. Das Ministerium war bereits informiert. Eine Kommission der Universität Bonn machte sich an die Überprüfung, ob sie Ströker den Dokortitel entziehen müsse. Noch bevor das Ergebnis der Untersuchung vorlag, beantragte die Philosophische Fakultät der Universität Köln beim nordrhein-westfälischen Wissenschaftsministerium die Entlassung von Professorin Ströker. Als vierzehn Tage später aus Bonn die Nachricht kam, dass Strökers Doktorarbeit kein Plagiat sei, wenn auch aus heutiger Sicht bedenklich viele Anleihen bei fremden Texten darin enthalten seien, distanzierten sich die Kölner Wissenschaftler von ihren Bonner Kollegen: Weder damals noch heute wäre in Köln die Arbeit von Ströker als Dissertation angenommen worden.

Die verfassungsrechtlich verbürgte Freiheit der Wissenschaft erlaubt es den Hochschulen, die Anforderungen an wissenschaftliches Arbeiten selbst festzulegen und ihnen gemäß zu forschen, zu lehren und zu prüfen. Dass es zu diesen Anforderungen verschiedene Ansichten gibt, ist Teil der wissenschaftlichen Selbstvergewisserung. Das Kräftemessen der kontroversen Argumente verhindert die Verbreitung ungeprüfter Glaubenssätze. Indem unverbrüchliche Gewissheiten dem bohrenden Zweifel ausgesetzt werden, härtet der Meinungsstreit das Fundament der Wissenschaft aus. Sofern die Kontroverse geführt wird.

In Köln wurde keine Kontroverse geführt. Per Aushang forderte die Fakultät Ströker auf, sie möge sich zu einem korrekten Zitieren bekennen. Ein solches Bekenntnis kam für die Kölner Philosophin nicht in Frage. Würde sie damit doch ihre Bonner Kollegen brüskieren und Rufselbstmord begehen. Sie kehrte den Spieß um und klagte gegen die Philosophische Fakultät der Universität Köln vor dem Verwaltungsgericht wegen grober Ehrverletzung ihrer wissenschaftlichen Persönlichkeit. Statt einer Diskussion um Sinn und Nutzen von Zitierkulturen in der Wissenschaft, bahnte sich ein langjähriger Nervenkrieg an. Die Zunft der Philosophen, geistiger Hort kritischen Reflektierens, beließ es beim Bekunden der Wertschätzung von Strökers wissenschaftlichem Gesamtwerk. Marion Soreth dagegen betrieb eifrig Öffentlichkeitsarbeit. Sie informierte die Medien aus erster Hand über neue Verdachtsmomente und aktuelle Vorgänge an ihrer Fakultät. Die daraus resultierenden Artikel stellte Soreth zu einem Pressespiegel zusammen, den sie dann im Selbstverlag veröffentlichte, in dem bereits ihre ‚Kritischen Untersuchungen‘ erschienen waren.

Auch Stefan Weber vertraut nicht auf die Selbstkontrolle in der Wissenschaft. Kommt ihm ein Plagiatsverdacht, wendet er sich direkt an die Medien. Nötigenfalls inszeniert er seine Enttarnung mediengerecht. Als den Wissenschaftler im April 2005 eine e-Mail erreichte, in der sich der Theologe Joachim Fels für einen Druckfehler in seiner Dissertation entschuldigte, schwante ihm nichts Gutes. Ausgerechnet der Absatz sollte verloren gegangen sein, in dem Fels würdigend auf den Beitrag Webers hingewiesen haben will. Der Medienwissenschaftler besorgte sich das Buch und war entsetzt: „Das war alles von mir!“ 86 der ersten 100 Seiten waren Kopien von Webers Doktorarbeit, einschließlich der Ich-Aussagen. Den Plagiator stellte Weber vier Monate später – vor laufenden Fernsehkameras.

Kameras sind im Gerichtssaal nicht erlaubt. Dort schlossen Elisabeth Ströker und die Philosophische Fakultät der

Universität Köln im Januar 1994 einen Vergleich. Dem Rechtsfrieden wegen gaben beide Seiten nach. Sinngemäß durfte die Fakultät nicht mehr behaupten, die Philosophin habe geschrieben, und Frau Ströker durfte nicht mehr behaupten, sie habe nicht geschrieben. Unfähig den Knoten des Plagiiens in der Wissenschaft zu lösen, hatten sie sich zum Schweigen verpflichtet, einem verbitterten Schweigen. Nur der Rechtsstreit war befriedet. Der Streit in der Sache blieb unentschieden. Die persönlichen Verletzungen sollten bis zum Tod Strökers im Jahr 2000 nicht heilen. Im Gegenteil. Eben weil die Frage des Plagiats bis heute keine sachliche Antwort fand, blieb Ströker bis an ihr Lebensende neuen Angriffen ausgesetzt. Um das zu verhindern, hätte die Philosophin mit jedem möglichen Angreifer einen gerichtlichen Vergleich schließen müssen. Mit Dieter Simon beispielsweise. Der damalige Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unterstellte Ströker 1997 öffentlich, sie habe von ihren ersten akademischen Versuchen bis zu den letzten Qualifikationsarbeiten, einschließlich der Habilitation, bei anderen geschrieben.

In der Gemengelage aus abschottendem Korpsgeist und inquisitorischem Eifer ist ein sachlicher Umgang mit Plagiatsvorwürfen nahezu unmöglich. Hemdsärmelig steuern die Untersuchungskommissionen durch die Untiefen unterschiedlichster Interessen: dem Interesse ihrer Mitglieder, dem ihrer Einrichtung und - zuletzt - dem der Wissenschaft. Entsprechend ungewiss ist der Ausgang hochschulautonomer Untersuchungen. Wer den akademischen Anstand verletzt, muss unter Umständen seinen Titel abgeben, wie der Theologe Fels in Tübingen, er kann aber auch (einstimmig) zum Vizerektor einer Hochschule gewählt werden, wie Hubert Biedermann in Leoben. Wo in einer solchen Gemengelage der wissenschaftliche Nachwuchs sich seine Vorbilder suchen soll, ist der Wissenschaftspsychologin Hildrun Kretschmer schleierhaft. Vorbildliche Wissenschaftler zeichnen sich aus durch ihren Mut, ihren Charakter, vor allem aber durch ihre Ideen. Was aber, wenn gerade die geklaut sind?

Der Klau fängt schon damit an, dass Professoren ihren Namen mit auf Arbeiten setzen, die nicht sie erbracht haben, sondern der von ihnen betreute Nachwuchs. Gegen diese so genannte Co-Autorenschaft wehren sich Nachwuchswissenschaftler nicht, weil der Name des Professors die Veröffentlichungschancen in einer Fachzeitschrift steigert. Und Veröffentlichungen sind es, die heute jeder Wissenschaftler braucht, um Karriere zu machen. Die gängige Praxis innerhalb der vier Wände von Forschungseinrichtungen macht den wissenschaftlichen Nachwuchs nicht nur mit der tatsächlichen Achtung geistigen Eigentums in

der Wissenschaft vertraut. Sie führt zudem in eine galoppierende Autoreninflation; befördert vom Brauch des Warentausches. So erhält ein Wissenschaftler Zelllinien meist nur gegen das Versprechen, den Züchter der Zelllinien in jeder Arbeit als Co-Autor zu nennen, in der das gelieferte Material erforscht wird. Auf diesem Wege brachte es Juri Struchkow jede Woche auf fast zwei Veröffentlichungen. Nicht weil er viele eigene Ideen hatte, sondern weil er Leiter des Allunions-Instituts für Elementarorganische Chemie in Moskau war, in dessen Kristallographielabor die Wissenschaftler aus der gesamten Sowjetunion ihre Substanzen zur Strukturbestimmung schicken mussten. Demnach wäre die Suche nach Vorbildern in der Wissenschaft selbst ein lohnenswertes Forschungsprojekt. Eines, das nicht unbedingt aussichtsreicher, dafür aber günstiger ist als die Suche nach Leben im All.

Wie dem Verlust von Vorbildern, dem laxen Umgang mit den Erkenntnissen anderer beizukommen ist, dazu fehlt es an Ideen – zumal an eigenen. Noch hat nicht einmal eine ernsthafte Diskussion eingesetzt, ob sich in der wissenschaftlichen Praxis etwas ändern müsse. Die Plagiatsforscherin Weber-Wulf fordert eine offene Benennung von Verfehlungen in der Wissenschaft. Das mag für die Beteiligten unangenehm sein, ist aber zur Kontrolle des Umgangs wissenschaftlicher Einrichtungen mit wissenschaftlichem Fehlverhalten legitim und notwendig, pflichtet ihr Ulrike Beisiegel bei. Die Sprecherin des Ombudsmannes der Deutschen Forschungsgesellschaft warnt zugleich vor einem leichtfertigen Umgang mit Plagiatsvorwürfen. Diese dürften nicht ungeprüft und ohne hinreichende Kenntnis der Fakten erhoben werden, wie im Fall Elisabeth Ströker. Dazu wird man tief in die Wissenschaft eintauchen müssen und manches Notwendige wie auch Unangenehmes zutage fördern. Dem einen oder anderen wird es dabei wie Debora Weber-Wulf ergehen: „Mein Bild der Wissenschaft in Deutschland hat einen ganz schönen Knacks abbekommen.“